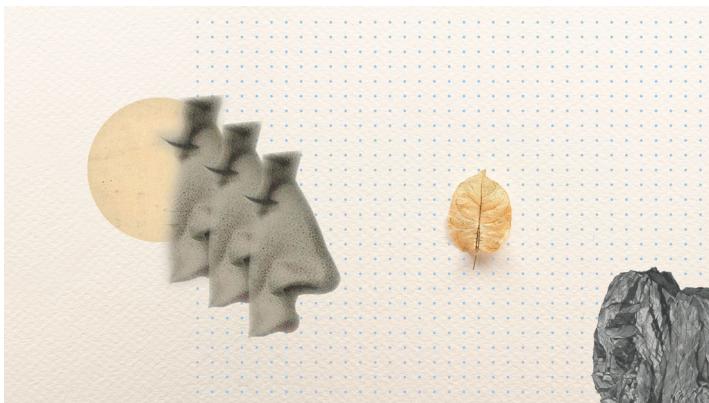


Al-Nif: Eine algerische Kurzgeschichte über Gejammer und Würde

Salah Badis



Ich stehe in der Schlange vor einem Geldautomaten der Algerischen Post in Hydra, einem der teuersten Viertel der Hauptstadt. Gemeinsam mit den älteren Mitbürger*innen, die ebenfalls anstehen, starre ich auf einen Mann, dessen Karte gerade von der Maschine verschluckt worden ist. »Gibt es ein Problem?«, fragt jemand. »Ist der Automat vielleicht leer?« Anstelle einer Antwort deutet der Mann auf seinen Vorgänger in der Schlange, dem es nicht anders ergangen ist. Beide haben gültige Bankkarten und die Geheimzahl korrekt eingegeben.

»Na wunderbar! Der Automat ist *tombé en panne*«, ereifert sich einer der Wartenden. »Wir haben so viel zum Wundern, dass wir uns sogar übers Wundern wundern!«

Um mich herum fangen die Leute zu tuscheln an. Ich warte hier mit einem Freund, er will ebenfalls Geld abheben. Nach dem, was den beiden Männern passiert ist, wollen wir das Glück lieber nicht herausfordern. Wir bieten der Frau hinter uns an, sie vorzulassen. Sie hat es wohl eilig und wagt den Versuch. Die beiden Männer gehen derweil in die Postfiliale, um sich ihre Karten zurückzuholen, die im Eisenbauch der Maschine verschluckt sind.

Bei der Frau funktioniert das Geldabheben, sodass ich Mut fasse und meine Karte, unter den skeptischen Blicken der Wartenden, in die Maschine stecke. Mein Begleiter tut es mir nach, und wenig später gehen wir mit gefüllten Geldbörsen wieder an der Schlange vorbei. Der Mann, der sich kurz zuvor über den defekten Automaten geärgert hat, hat sich offenbar warm geredet:

»Wir wundern uns hier über gar nichts mehr. *Vraiment, on le fait plus.* Eigentlich sollte man doch problemlos zum Automaten gehen und Geld abheben können. Ohne die Sorge, das Ding könnte nicht funktionieren. Wie kann man von uns Algeriern erwarten, dass wir diesen Plastikkarten vertrauen? Algerien ist vielleicht das einzige Land auf der Welt, wo dieses System nicht vernünftig funktioniert. Es heißt, wir würden das Geld gerne mit den Fingern berühren, *mais c'est pas ça*. Die Institutionen sind nicht vertrauenswürdig, *c'est ça le problème*. Warum sollten wir unser Geld zu einer Bank tragen, um es gegen ein Stück Plastik zu tauschen, das am Ende ja doch ein kaputter Automat verschluckt?«

Der Mann nimmt mich offenbar wahr, als ich neben ihm stehenbleibe. Während er in die Menge spricht, schaut er mich an. Er ist hochgewachsen und elegant gekleidet. Seine Stimme klingt weich, wenn er nahtlos zwischen Arabisch und Französisch wechselt. Er springt mit einer Leichtigkeit hin und her, die zweisprachigen Algerier*innen zueigen ist, während er von seinen eigenen Worten mitgerissen wird, sodass

man gar nicht anders kann, als sich ebenfalls mitreißen zu lassen. Wenn ihm kurz die Stimme bebt, möchte man ihn am liebsten umarmen und trösten. Aber er trägt einen Mundschutz und ich auch. Und wer möchte schon den Eindruck erwecken, die Abstandsregeln auf die leichte Schulter zu nehmen? Wäre sein Haar nicht (bis auf ein paar graue Strähnen) weiß, könnte er locker als Doppelgänger von Amin Zaoui durchgehen, dessen schwarze Haare wacker der Zeit trotzen.

Bei Amin Zaoui, liebe*r Leser*in, handelt es sich um einen weinerlichen Schriftsteller aus Algerien, der hauptberuflich der Vergangenheit nachtrauert. Zaoui schreibt seit den Achtzigern, er dürfte mittlerweile über sechzig sein. Seine ersten Werke verfasste er auf Arabisch. Nachdem er wegen des algerischen Bürgerkriegs ins Exil nach Frankreich ging, schrieb er auf Französisch weiter. Später ist er nach Algerien zurückgekehrt. Bis heute ist sein Schaffensdrang ungebrochen. Er schreibt wöchentliche Kolumnen, postet Textbeiträge auf Facebook, die er jeweils mit einem Foto von sich illustriert, und bereichert kulturelle Ereignisse durch seine bloße Anwesenheit. Zudem veröffentlicht er seit mehr als zehn Jahren jährlich zwei Romane, einen auf Französisch und einen auf Arabisch.

Ich war noch ein Kind, als ich das erste Mal von Amin Zaoui hörte, das war in einer Kultursendung, morgens im Radio. Auch damals schon hat er über den Niedergang der urbanen Kultur und die Rückkehr des Beduinentums gejammt. Er zitiert dabei mit Vorliebe Ibn Khaldun, den Übervater der arabischen Geschichtswissenschaft aus dem 14. Jahrhundert, während er lange, verschachtelte Sätze auf Französisch bildet. Er ist in die Irre gegangen, gemeinsam mit seinen von Inzest besessenen Romanfiguren, deren jüdisch-muslimische Familiengeschichte stets bis ins islamische Spanien zurückreicht, wie uralte Manuskripte in irgendwelchen Schreinen im Westen des Landes zu bezeugen wissen. Amin Zaoui geht es wie dem Mann, der auszog, um im Wüstensand nach bunten Kieseln zu suchen, und der am Ende die Taschen voller Steine hat: Er kennt weder den Weg nach Hause, noch fällt ihm ein, was er mit seinen Fundstücken anfangen könnte.

Das Handy meines Begleiters klingelt. Er macht einen Schritt zur Seite, nimmt den Anruf an, und ich bin mit dem Doppelgänger von

Amin Zaoui allein. »Sie könnten mein Sohn sein«, sagt der zu mir. »Wir Älteren haben in diesem Land ja schon so einiges erlebt ...« Er stockt, tritt näher; nicht so nah allerdings, wie man es vor Corona getan hätte. Und mit gesenkter Stimme fährt er fort: »Kürzlich ist Khaled Nezzar zurückgekehrt, und es würde mich nicht wundern, *pas du tout*, wenn sie den ein zweites Mal zum Helden erklären würden. Die Anschuldigungen gegen ihn haben sie ja alle schon fallengelassen.«

Während der Mann erneut einen Schritt zurücktritt, spricht er leise weiter. Es ist jetzt ein Gespräch zwischen ihm und mir – um den launischen Geldautomaten geht es längst nicht mehr.

»Ich wohne hier, in Hydra, wo die hohen Beamten und Millionäre wohnen. Ich kenne sie alle. Nicht bloß aus dem Fernsehen, sondern aus dem täglichen Leben.«

Mein Freund beendet das Telefongespräch und kommt wieder zurück, wovon der Mann sich nicht stören lässt:

»Wenn ich mir anschaue, was aus unserem Land mittlerweile geworden ist, kann ich nicht anders, als laut zu seufzen. Was haben die entwickelten Länder, das wir nicht haben? Ich habe mein Leben hier verschwendet. Wenn ich mich an das Jahr 1994 besinne, das war vor ... äh ...«

»Vor 26 Jahren«,

werfe ich ein.

»*Exactement*. Vielleicht waren Sie da noch so klein, dass Sie kaum Erinnerungen haben.«

»Ich erinnere mich an gar nichts – in dem Jahr bin ich geboren.«

»Na so was! Dann sind Sie sogar jünger als meine Kinder. Wobei das Alter ja nichts zu heißen hat.«

»Natürlich nicht.«

»In diesem Jahr habe ich womöglich die Chance meines Lebens verpasst.«

Er schweigt, aber nur kurz:

»Sie haben mir eine Stelle in Frankreich angeboten, à Poitiers. Kennen Sie Poitiers?«

Ich deute auf meinen Begleiter und sage:

»Er da hat in Frankreich gelebt, ist aber zurückgekommen. Über Poitiers weiß ich nichts weiter, als dass die Schlacht von Poitiers dort geschlagen wurde. Weiter nördlich sind die muslimischen Soldaten nicht gekommen ...«

An der Stelle übernimmt mein Freund:

»In letzter Zeit eskaliert die Polizeigewalt in der Stadt. Aber nicht nur in Poitiers, nein, überall in Frankreich. Im Parlament diskutieren sie ein Gesetz, das Videoaufnahmen von Polizisten unter Strafe stellt.«

Der kleine Exkurs zur französischen Polizei scheint nicht zur Geschichte zu passen, die der Mann erzählen will, jedenfalls schneidet er meinem Begleiter das Wort ab:

»Wie auch immer. In Poitiers haben sie mir eine Stelle mit Dienstwohnung und Dienstwagen angeboten, und meine Kinder waren damals noch klein genug, um sich einzugewöhnen. Wissen Sie, was ich denen gesagt habe?«

»Sie haben Nein gesagt und sind hierher zurückgekehrt,«

antwortete ich.

»Genau, *j'ai dit non et je suis retourné*. Trotz des blutigen Bürgerkriegs. Auf keinen Fall werde ich in Frankreich leben, habe ich denen gesagt. *Al-Nif* erlaubt es mir nicht.«

Als er den letzten Satz ausspricht, zeigt er auf seine von der Maske bedeckte Nase.

»Heute bereue ich das. Wie konnte ich dieses Leben aufgeben und zurückkommen? Ich bereue ...«

Ich falle ihm ins Wort:

»Was genau bereuen Sie? *Al-Nif*?«

Die Frage bringt ihn aus dem Konzept. Er verneint :

»*Non c'est pas ça*. Ich meine, ich bedauere meine Naivität und meinen Patriotismus, der ...«
»Nein, Sie haben nicht Patriotismus gesagt«,

unterbreche ich ihn.

»Sie haben *al-Nif* gesagt. Und das ist ein Unterschied.«

Der Mann lächelt unter seiner Maske, ich kann es an den Augen sehen.
Ich rede weiter:

»*Al-Nif* ist die eine Sache und Patriotismus eine andere. Ich glaube nicht an Patriotismus, und Sie haben auch gar nicht davon gesprochen. Sie haben gesagt, Sie würden *al-Nif* bereuen.«

In die Defensive gedrängt antwortet er:

»Ich war jung und wusste vielleicht nicht, was ich da tat.«
»Aber warum hat *al-Nif* Sie daran gehindert, dort zu leben? Hat Frankreich Ihnen oder Ihrer Familie etwas angetan, wofür Sie sich rächen wollen? Oder geht es nur allgemein darum, dass die uns kolonisiert haben?«

»Ich meine ... *mais oui*, dass sie uns kolonisiert haben.«
»Und hat sich an der Geschichte der französischen Kolonialisierung in letzter Zeit etwas geändert, sodass Sie Ihre Entscheidung nun bereuen? Ich habe kein Problem damit, wenn Algerier in Frankreich leben. Aber ich verstehe es auch, wenn Sie sich dagegen entscheiden. Solange Sie Ihre Entscheidung logisch begründen. Das Argument, sie hätten uns kolonisiert, finde ich unlogisch. Sie scheinen es selbst nicht so recht zu glauben.«

Liebe*r Leser*in, hier möchte ich eine kurze Pause einlegen, um die Bedeutung von *al-Nif* im algerischen Dialekt zu erläutern. Alle kennen das Wort, wodurch niemand eine Erklärung für nötig hält, und wird es doch einmal erklärt, bleibt die Bedeutung unscharf.

Natürlich ist mit *al-Nif* die Nase gemeint. Man sagt »jemand hat *al-Nif*« und meint damit »jemand ist stolz«. Wenn man in einem ara-

bischen Wörterbuch den Eintrag für Nase, *al-Anf*, aufschlägt, so findet man dort das abgeleitete Wort *al-Unfa*, welches Stolz bedeutet. Man sagt »Menschen mit stolzen Nasen« und meint damit »eigenwillige Leute«. Vielleicht haben sich diese Wendungen so entwickelt, weil die Nase das herausragendste Körperteil des Menschen ist. Steigt der Wasserspiegel über Nasenhöhe, ertrinkt der Mensch. Wenn er auf den Boden fällt, versucht er, sein Gesicht, insbesondere seine Nase, zu schützen. Deswegen heißt es »jemanden mit der Nase in den Staub drücken«, weil es bedeutet, jemanden zu erniedrigen.

Darum habe ich meinen Gesprächspartner mit der Frage, ob er *al-Nif* bedauere, aus dem Konzept gebracht. Natürlich will er Rückgratlosigkeit nicht zur Tugend erheben. Aber anstatt einfach zuzugeben, dass ihm da etwas Unbedachtes herausgerutscht ist, biegt er seine Aussage nachträglich zurecht, indem er behauptet, es ginge ihm gar nicht um *al-Nif*, sondern um seinen naiven Patriotismus.

»Damals bin ich viel gereist«,

versucht der Mann dem Gespräch eine andere Richtung zu geben.

»Ich ging davon aus, dass sich die Dinge zum Besseren wenden würden.«

Mein Begleiter fragt ihn:

»Was haben Sie damals eigentlich gemacht? Herumreisen und wohnen, wo die hohen Beamten und Generäle wohnen ... Haben Sie etwa für die Regierung gearbeitet?«

Nach kurzem Zögern antwortet er:

»Ja, so könnte man das sagen. Aber nicht als Beamter, ich war Ingenieur.«

»Vielleicht haben Sie deswegen die Hoffnung verloren«,

vermutet mein Begleiter.

»Es ist schwer, von so viel negativer Energie umgeben zu sein, ohne daran zugrundezugehen.«

Der Mann blickt ihn erstaunt an, während mein Begleiter seinen Gedanken weiterführt:

»Wie heißt es noch in dem bekannten Gedicht? Dem Sultan sollst Du kein Diener sein und seine Nähe solltest Du meiden. Vertraue auf Gott und darauf, was er dir gibt, dann wirst Du niemals Mangel leiden.«

Und dann herrscht Schweigen. Der Mann setzt mehrere Male an, etwas zu sagen, gibt dann auf und entschuldigt sich für sein Geschwätz. Wir widersprechen ihm natürlich, bedanken uns für das bereichernde Gespräch und wünschen ihm noch einen schönen Tag. Er ist ein guter Mensch, auch wenn er sein Klagelied redlich ausdauernd singt.

Auf dem Nachhauseweg unterhalte ich mich mit meinem Freund über den Mann, dessen Jammern und Beklagen, sich nicht in Frankreich niedergelassen zu haben. Mein Freund erklärt, er habe ihm vor Augen führen wollen, dass wir, die junge Generation, unter viel prekäreren Umständen leben, als er sie kennt. Wir müssen viel größere Unsicherheit aushalten, finanziell und psychisch, und trotzdem setzen wir Hoffnung in unser Land. Frankreich habe er nur deswegen verlassen, weil er den Herzschlag des Lebens dort nicht spüren kann.

Als ich schon längst zu Hause war, beschäftigt mich noch immer die Frage, wie sich die hocharabischen Wörter *al-Anf* (Nase) und *al-Unfa* (Stolz) zum algerischen *al-Nif* verhalten. Ich schlage online im *al-Ma'ani* unter der entsprechenden Wurzel nach und hangele mich von Ableitung zu Ableitung, bis ich beim Verb *anifa* ankomme. Kurz darauf stellt sich das Erstaunen ein, das alle kennen, die sich schon einmal in einem Wörterbuch verloren haben. Das Wort bedeutet: *über etwas jammern*.

Aus dem Arabischen von Mirko Vogel.